Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 55 (1975-1976)
Heft: 8

Artikel: Neugier auf die Horizonte der Dichter
Autor: Birrer, Emil
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-163103

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

[1] E. Schwarz, «Was ist und zu welchem Ende studieren wir Exilliteratur?», *Exil und Innere Emigration*, Hg. Peter Hohendahl u. Egon Schwarz, Frankfurt 1973, S. 164. – [2] Vgl. H. Hesse, *Gesammelte Briefe*, 1. Bd., Frankfurt 1973, S. 152, Anm. 2. – [3] Vgl. in dieser Zeitschrift Alfred Schaers Aufsatz «J. Schs. dichterisches Wesen und Werk», H. 6, 1926, S. 182–186 und meine Ausführungen «Die literar. Schweiz zu Beginn der zwanziger Jahre», H. 12, 1971, S. 1093–1096. – [4] D. Fringeli, *Dichter im Abseits*, Zürich 1974, S. 20–26. – [5] M. Crabtrees Dissertation (Bryn Mawr) wird sich mit den Romanen *Johannes* und *Die Glücksfischer* (beide Fassungen) beschäftigen und die erste sozusagen lückenlose Bibliographie enthalten. Crabtrees Arbeit verdanke ich die meisten Detailsinformationen. – [6] O. Walzel, «Vom neuesten deutschen Roman», *Zeitschrift für Deutschkunde* 40 (1926), S. 565–575. Ise wird mit Fontanes Frauengestalten verglichen (S. 567), die zweite Fassung eine «Komödie der Irrungen» genannt (S. 572), im Zusammenhang mit dem «Leitmotiv» der Lackschuhe auf Parallelen zu Robert Walser hingewiesen (S. 574). – [7] So der Autor über Geheimrat Leys Unwillen. J. Sch., *Die Glücksfischer*, Stuttgart (Union Deutsche Verlagsanstalt) 1925, S. 32. Auch die folgenden Zitate nach dieser Ausgabe. – [8] «von Hohem befallen» S. 551; der «Dämon» treibe in die Ferne S. 590; «Krähwinkelei» S. 595; «einer vom andern» S. 557; «wirkliche Grössen» S. 554. – [9] J. Hermand, «Schreiben in der Fremde», *Exil und innere Emigration*, Third Wisconsin Workshop, Hg. Reinhold Grimm & Jost Hermand, Frankfurt 1972, S. 10. – [10] Bekannt ist das Treuebekenntnis in dem an sich von den Errungenschaften der Nazi begeisterten Buch *Volk zu Schiff*, Hamburg 1936, S. 166f.: «Wenn ein militärischer Angriff des Dritten Reiches auf die Schweiz ... Wirklichkeit würde, ... so würde ich mir, wenn ich dazu irgend noch imstande wäre, das beste Gewehr verschaffen, das zu bekommen wäre, und würde damit so gut und so schnell auf diese Deutschen schiessen, wie ich könnte. Im übrigen würde ich Nationalsozialist bleiben.» Auch später sagt er, er sei nie Mitglied der NSDAP und deutscher Staatsbürger geworden. – [11] J. Schaffner, *Die Heimat*, Berlin 1929, S. 90. – [12] J. Schaffner, *Kampf und Reife*, Stuttgart 1939, S. 9f. Zweites Zitat S. 12. Bei der Rückkehr des Grünen Heinrich werden zuerst verschiedene turbulente politische Aktionen dargestellt, erst dann wird von dem «himmelblauen Duft», den «reichen Formen der Heimat» usw. gesprochen (14. Kap.). – [13] K. Schmid, *Unbehagen im Kleinstaat*, Zürich 1963, S. 161. – [14] Vgl. dazu O. Walzels Urteil im zitierten Aufsatz S. 570: «Wie kein zweiter Schweizer Dichter hat Schaffner das deutsche Land zu seiner Wahlheimat gemacht. Er ist dennoch Schweizer geblieben, er liebt die Schweiz treu, aber er fürchtet für sie.»

EMIL BIRRER

Neugier auf die Horizonte der Dichter

Die Dichter haben ihre Orte, also haben auch ihre Werke einen Ort. Das ist für die Erzählung leicht einzusehen; was die Menschen dort treiben, erleben, tun, in Freundschaft, mit Hass, in Liebe, ist von einem äussern Horizont umstellt, den das Auge bemerkt, ob es will oder nicht will. Und

noch das zarteste lyrische Gebilde hat zuerst, ob es ihn preisgibt oder nicht, einen Ort der Entstehung, also auch den Horizont, darin es zur Stunde des Werdens zinnenhaft wohnt.

Es gibt den Ort Robinson Crusoes so sicher wie es die Landschaften des «*Grünen Heinrich*» gibt, und «*Der Mond ist aufgegangen*» nicht irgendwo. Die Dichter, wie himmelan auch ihre Werke streben, lebten auf der Erde; der Staub der Strasse war an ihren Schuhen, Schweiss rann ihnen in den Kragen, der Wind wirbelte ihr Haar – das Auge blieb «sonnenhaft». Und das bestimmende Gestirn bescheint einen Horizont, morgens und abends. Sollte man die Horizonte der Dichter nicht aufsuchen? Man soll es keinesfalls *müssen;* man darf. Wie kommt man dazu? Schwer zu sagen. Da waltet für diesen und jenen ein Geheimnis. Er bemerkt plötzlich, dass er da und dort war, wo seine Dichter auch waren, freilich nicht immer aus Zufall, doch auch nicht nach dem Prospekt der Reise-Agentur. Da hat man allenfalls das Jugendglück, in einem Koordinatensystem von Strassen aufzuwachsen, die so seltsame Namen tragen: «*Hermann-Götz-Strasse*» und «*Gottfried-Keller-Strasse*». Was geht da einen jener Götz, jener Keller an? Man kennt ja weder den einen noch den andern. Man wird sich dann im Musiksaal aber der Gegend erinnern, in welcher Hermann Götz Noten zu Papier brachte. Auch *Gottfried Kellers* Name nimmt einmal Gestalt an und eines Tages kommt man in Zürich am Haus vorbei, wo er geboren wurde, bemerkt die Tafel am Haus, das sich nach aussen hin eine Art Vorsaal, ein Vestibül mitten in der Altstadt leistet.

«Ich bin im Jahre 1819 geboren. Mein Vater war ein Drechslermeister, von Glattfelden gebürtig, welcher sich in Zürich niederliess, ein aufgeweckter und wohlmeinender Mann ...»

Da sah man dann das Geburtshaus, hätte man nicht auch das eigentliche Vaterhaus sehen wollen? Man tat's, kein Jahr zu früh, längst hat man's abgerissen, es war niemandem der Erhaltung wert!

Auf dem Weg zur Arbeit geht man vielleicht in Küsnacht durch den Horn-Weg. An einem ausladenden Zürichseehaus liest man, dass *Conrad Ferdinand Meyer* hier wohnte, bevor er das Ufer wechselte ins Kilchbergläuten. Hier wie dort schaute er «*auf den hellsten See der Schweiz*». Drüberhin liess er den Ritter fahren in seinem grossen Gedicht; grosser Himmel ist über den Horizonten, Hutten konnte zum frühen Lebensabend die Augen weit auftun.

«Schiffer! Wie nennst du dort im Wellenblau
Das Eiland? – ‹Herr, es ist die Ufenau!›

Ein grüner Ort. Dank, Zwingli, für die Rast,
Die du der Gute, mir bereitet hast!

In braunen Wölklein wirbelt auf ein Rauch,
Bewohnt von Menschen scheint das Eiland auch.

Willkommen, mein gewünschtes Ithaka!
Ein irrender Odysseus bin ich ja ...»

Noch sind wir in vertrauten Horizonten. Gestehen wir aber, sie sind uns vor allem mit den Dichtern vertraut geworden. Hätten wir sie auch sonst bemerkt? Die Frage bleibt in der Luft. Jeder mag sie sich und nach seiner Wahrheit beantworten. Keller und Meyer – ungerecht wär's, den dritten jener Tage auszulassen: *Heinrich Leuthold.* Keller, der Treue, hat ihn an seiner Todesstation, in der Irrenanstalt «Burghölzli», besucht. Man muss mit Keller wandernd aus dem Tor kommen, hinter dem man Leuthold geborgen hatte. «*Nicht gerade wahnsinnig, aber mit zerstörtem Nervenleben ...*»

Die Horizonte über der Klinik sind weit, Keller kannte sie auswendig, früh hatte er sie gezeichnet, nun lagen sie im Schatten des bedauernswerten Leuthold. Vielleicht – es wäre für Keller nicht verwunderlich – hat er sich damals mit Leutholds Gedicht getröstet:

«*Nun lass das Lamentieren*
Und halte Mass!
Man kann nicht mehr verlieren,
Als man besass.

Wer einst mit vollen Armen
So reiches Glück
Umschloss, kann nie verarmen,
Denkt er zurück.

Wer so genoss der Wonne,
So lang er jung,
Den wärmt wie eine Sonne
Erinnerung.»

Man reist, die Neugier wächst. Melancholeia schleicht sich herzu, denn man merkt früh, dass keineswegs alle Horizonte der Dichter zu erreichen sein werden. Und zu schade wäre es ja, nach System zu verfahren, der Sache unwürdig. Man darf es auf sich zukommen lassen; solange man wach ist, hören die Begegnungen nicht auf. Und Geduld hat man gelernt, denn wie lange versperrte der Krieg die Grenzen! Das Reisen war aufs Hiesige beschränkt; immer noch reichlich gedeckt der Tisch, man musste sich bloss dransetzen und die Krumen aufklauben. Nochmals sich an Gottfried Keller halten, der gewusst hat: «*Resignatio ist keine schöne Gegend.*»

Mit dem ersten Pass dann, der so etwas wie ein Friedenszeichen war, konnte man ins Fernere. Aber auch es war das Nahe der Dichtung. Halb schon kannte man es, gesehen hatte man es noch nicht. Was man sah, machte Dichtung und Gedicht klarer. Man bemerkte, dass der dichterische Horizont einem wirklichen abgeschaut war. Man muss solches, um es zu begreifen, er-fahren. Es gibt Weimar, es gibt Jena. Es gibt auch, um in Leutholds Nähe zu bleiben: Turin.

Der Anlass, dahin zu kommen, interessiert nicht. Man muss für diese Stadt keine Reklametrommel rühren, sie besteht auch jenseits des bekannten Automobils in Prunk und Prächten. Turin ist ein Glücksfall des aufmerksam – sagen wir's: des empfindsam – Reisenden. Kreuzweg grosser Geschichte. Dann hat man endlich die grossen Boulevards abgeschritten, sah den Po sich winden, man staunte vor Palästen und sass stundenlang in den gepflegtesten Kaffeehäusern des Kontinents. Warum fällt einem dann plötzlich der Name *Friedrich Nietzsches* ins Gemüt? Die Reise hat es gestiftet, nicht umgekehrt. Nun hat man ein nahes Ziel. Man war schon zwei-, dreimal daran vorbeigegangen. Man achtete nicht darauf. Via Carlo Alberto 6, dritter Stock, so steht die Adresse über den letzten Briefen. Man läuft zum nächsten Buchladen, besorgt sich den Text. Das elegante Turin verändert sich. Es wird zum wolkenverhängten Irrenhaus. Mahagoni im Kaffeehaus, ein Firnis bloss, blind die Messingbeschläge. Wiederum ein Treuer hat ihn heimgeholt: Franz Overbeck aus Basel, Professor für Theologie, der Freund, führt ihn per Eisenbahn durch den Gotthard in die Klinik Friedmatt, führt ihn «heim», man darf das Wort wagen; später wartete Jena auf ihn und dann die Mutter, bei der er dämmerte, wie ein Säugling dämmert –, jener erwachend, dieser entschlummernd. Der Turiner Horizont sah den Blitz; die «Lebeschräubchen» hatten das Obere erreicht, und *er* konnte doch bloss aus dem Oberen leben. Turin sah ihn aus der Sonne ins Dämmer gehen. Jacob Burckhardt hatte noch den fatalen Brief erhalten, Januar 1889:

«Lieber Herr Professor, zuletzt wäre ich sehr viel lieber Basler Professor als Gott; aber ich habe es nicht gewagt, meinen Privat-Egoismus so weit zu treiben, um seinetwegen die Schaffung der Welt zu unterlassen.»

Mit Schaudern steht man vor dem Haus, das ihn aufgenommen hatte, auf dem Platz, wo er hinüberging ins niemals wieder hell gewordene Nächtliche. *Gottfried Benn* hat die Szene nachgereimt:

«‹Ich laufe auf zerrissenen Sohlen›,
schrieb dieses grosse Weltgenie
in seinem letzten Brief – dann holen
sie ihn nach Jena – Psychiatrie.
Ich kann mir keine Bücher kaufen,
ich sitze in den Librairien:
Notizen – dann nach Aufschnitt laufen: –
das sind die Tage von Turin.
Indes Europas Edelfäule
an Pau, Bayreuth und Epsom sog,
umarmte er zwei Droschkengäule,
bis ihn sein Wirt nach Hause zog.»

Eines Tages ging die Reise in *Hermann Hesses* Heimatland. Man wollte wissen, aus was für einer Welt der Steppenwolf getrabt kam, obgleich der

noch längst nicht weltläufig war. Die Neugier war jetzt schon gezügelt und gelenkt, musste nicht erst vom Ort, den man erreichte, geweckt (oder: er-weckt) werden. Man fuhr eben nach Calw im Nagoldtal. Die Landschaft ist, «wie sie im Buch steht».

«Seltsam schöne Hügelfluchten,
Dunkle Berge, helle Matten,
Rote Felsen, braune Schluchten,
Überflort von Tannenschatten!
Wenn darüber eines Turmes
Frommes Läuten mit dem Rauschen
Sich vermischt des Tannensturmes,
Kann ich lange Stunden lauschen ...»

Hesse lauschte lebenslang, er war «*Lauscher*» und wahrscheinlich nicht der Dichter, als den man ihn heutigentags zu begreifen beliebt. Jedenfalls nicht seiner Herkunft nach. Man muss das nächtliche Tübingen durchstreift haben, ebenso Basels Pfalz besuchen, und einen Sonnenuntergang in Gaienhofen sollte man auch gesehen haben. Er liebte alle diese frühen Horizonte, er hielt sie, wie man so sagt, «in Ehren».

«Zwischen Bremen und Neapel, zwischen Wien und Singapore habe ich manche hübsche Stadt gesehen, Städte am Meer und Städte hoch auf Bergen, und aus manchem Brunnen habe ich als Pilger einen Trunk getan, aus dem mir später das süsse Gift des Heimwehs wurde. Die schönste Stadt aber, die ich kenne, ist Calw an der Nagold, ein kleines, altes, schwäbisches Schwarzwaldstädtchen.»

Ihm bleibt es die schönste aller Städte hinter allen Horizonten, die er gesehen hat. Es war die Vaterstadt, beherbergend die Laute der Muttersprache. Insgeheim begann er schon damals mit den Glasperlen zu spielen, die dann unter dem Geläute der Kirche von Montagnola rollten.

*

Nochmals nach Norden, weit über die Nagold hinaus. Es ist Winter, Schnee in grossen Haufen. Eine Abzweigung, ein Wegweiser: Wolfenbüttel. Was für ein Schock! Ein Pfeil mitten ins Herz. Das war doch bloss eine Chiffer aus der Literaturgeschichte gewesen bis zu dieser Minute. Aber es gab diesen bescheidenen Wegweiser: Wolfenbüttel! Dort war *Lessings* Bibliothek, seine letzte Absteige, grosses Glück war dabei, ebenso das tiefste Leid. So fahren wir denn dahin! Doch Wolfenbüttel blieb hinter unserm Horizont, der Schnee hatte die Strasse verweht, man kam nicht durch. Es passte nicht schlecht –, freilich erst im Nachhinein. Der Glücksfrieden von Wolfenbüttel: man ermisst ihn vielleicht an Ort und Stelle nicht, man ermisst ihn viel eher vor den Schneewächten, die den Weg versperren, das sind dann die niederen, doch auch bestimmende Horizonte. Das war norddeut-

scher Januar. Und aus dem Januar 1778 kamen die tieftieftraurigen Briefe Lessings. Seine geliebte Frau war lange krank. Er schreibt Briefe, sich zum Trost, schreibt es sich «von der Seele».

«Die Hoffnung zur Besserung meiner Frau ist seit einigen Tagen wieder sehr gefallen; und eigentlich habe ich itzt nur Hoffnung, bald wieder hoffen zu dürfen.»

Aber in diesem Januar 1778 grünte nichts mehr. Reif und Schnee und Hoffnungslosigkeit. Tief im Süden des Alemannischen gibt es den traurigen Flurnamen «Weglosen». Wolfenbüttel wurde zu «Weglosen» für Lessing.

«Meine Frau ist tot: und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, dass mir viel dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können zu machen; und bin ganz leicht. –»

Man fuhr also abseits vorbei. Der nächste Wegweiser-Schock kam dann vor Hamburg, da stand auf der Tafel Buxtehude. Da schau, das gab es also wie jenes Wolfenbüttel; es musste existieren, denn Wegweiser sind zuverlässig. Der Name hatte jeweils auf den Konzertprogrammen der Vaterstadt gestanden. Jetzt wurde er zum Ortsnamen. Man fuhr dran vorbei, es war keine Zeit übrig. Man fuhr damals mit Lübeck als Ziel. Buxtehude, der Musiker, war übrigens auch dort gewesen und hätte ganz gern Johann Sebastian Bach sein Organistenamt vermacht, das er fast vier Jahrzehnte lange innegehabt hatte. Bach nicht, auch nicht Händel kamen an die Marienkirche zu Lübeck; mit dem Amte wären Ehebande mit Anna Margreta Buxtehude, der Tochter des grossen Meisters, verknüpft gewesen. Die beiden Jünglinge suchten andere, höhere Vermählung.

Dann also Lübeck, Perle der Hanse, ein Dichterhorizont grosser Bedeutung. Wir hatten Emanuel Geibel, etwas hochmütig, fast vergessen. Zu Lübeck steht sein Denkmal. Und da gibt es die reizende Anekdote: als er zu Tode kam, stellte eine einfache Frau, bewegt von dem hohen Dichterruhm des Entschlafenen, die Frage: «Wer wird nun Dichter?» Sie hat Beruf mit Berufung verwechselt. Sollte man sie dafür nicht rühmen? Man soll. – Wir reisten im Winter; *Thomas Mann* wies den Weg.

«Die Sonne stand nur als armer Schein, milchig und matt hinter Wolkenschichten über der engen Stadt. Nass und zugig war's in den giebeligen Gassen, und manchmal fiel eine Art von weichem Hagel, nicht Eis, nicht Schnee.»

«Zugig» und «giebelig», das sind wichtige Worte aus dem «*Tonio Kröger*». Und wenn man nun da ist, merkt man, dass es keineswegs Zufallsbeiwörter sind. Sie stimmen. Von den «Buddenbrooks» ist da gar nicht zu reden, das wäre abendfüllend, kein Baedeker wüsste die Stadt akkurater darzustellen als der Roman. Die lübschen Zeitgenossen haben darüber wenig Freude empfunden, die Spiegelung war allzu genau. Bloss vergassen sie, dass auch sie damals nicht ganz gentlemanlike gewesen waren, als sie eine

Statue des Hermes in Auftrag gaben; er sollte auf die Brücke zu stehen kommen, die über die Trave zur Stadt führt. Dahinter ist das Holstentor mit der berühmten und hochtrabenden Inschrift: «*Eintracht zu Hause, Friede nach aussen.*» Aber dem Hermes auf der Brücke war das Hemdlein hochgehoben, so dass die Herrschaften, die da von «Hamboch» in Geschäften herzureisen hatten, von den Lübeckern zuerst einmal mit zwei nackten Hinterbacken begrüsst wurden. Der «Meister von der Trave» hat seine Herkunft niemals verleugnet. Da wäre noch viel zu vermelden. Doch locken noch andere Horizonte, und allein von Niedereggers Marzipan ist man auch nicht gestillt.

Man kann *Thomas* und *Heinrich Mann* auch in Rom begegnen. So viel anders als Lübeck ist das alte Marsfeld, wo sie Wohnung hatten, nicht. «Zugig war's» in den Gassen. Aber bis Rom ist der Weg weit. Ständig wird man abgehalten, weiterzukommen. Und kein Horizont, auf den man nicht neugierig wäre. Wie kam man bloss eines Tages nach Sirmione? *Catulls* wegen war's nicht, sein Werk war vorderhand nur Lateinstunde-Plage gewesen. Man reiste, um ein verliebtes Paar zu besuchen. Das war der Hauptzweck und wurde sogleich zur Nebensache. Der Dichterhimmel tat sich auf.

> «*Paene insularum, Sirmio, insularumque*
> *ocelle ...*»
> «*Der Inseln all, mein Sirmio, und der Halbinseln*
> *Juwel bist du ...*»

Die Übersetzung ist mässig – Juwel? – warum nicht, wie es gemeint war: Augenstern! Augenlandschaftlich ist die Gegend ein weiter Himmel über dem klaren Wasser, der Horizont fern, doch scharf in den Himmel geschnitten, man schaut ins Rund dieses grossen Amphitheaters, angelehnt an einen Olivenbaum und hat so noch im Rücken Gefühl des Südens. An dem Ort, wo sie schrieben, erkennt man die Dichter leichter.

> «*Odi et amo, quare id faciam fortasse requiris.*
> *nescio, sed fieri sentio et excrucior.*»
> «*Hassen und lieben. Warum, so fragst du vielleicht. Ich*
> *weiss nicht.*
> *Aber so ist's: ich fühl's, es zerreisst mir das Herz.*»

Und wenn man schon am Gardasee steht, ist die Weiterreise nicht weit zu dem Ort, wo in höherem Sinn auch ein Dichter weilte. Er schrieb keine Verse, aber er hatte eine geradezu musische Vision. Er schrieb ein Büchlein des Titels «*Un souvenir de Solferino*». Es fand Beachtung, das Rote Kreuz wurde gegründet. *Henri Dunant* ist sein Stifter, ohne sein Schriftlein wäre es niemals entstanden. Die Gegend ist eher trostlos, ein Hügelchengewoge, eben recht für die grausige Schlacht, die dann doch etwas Tüchtiges stiftete.

Es bezahlten dafür 22 350 tote und verwundete Österreicher und 17 000 sogenannt siegreiche Franzosen und Italiener. «*Erinnerung an Solferino.*» Und wer in Solferino war, müsste eigentlich eines Tages auch nach Heiden reisen, ins hiesige Appenzellische. Im dortigen Bezirkskrankenhaus starb er, wie eine Tafel sagt, nach achtzehnjähriger stiller Zurückgezogenheit.

«Ob seine Asche längst verweht,
Was Liebe schuf, lebt und besteht.»

Das ist ein einfacher Vers, sagt aber alles. Als sie ihm, 1901 war das, den Nobelpreis gaben, musste der Dreiundsiebzigjährige erst lange gesucht werden; das Werk lebte, der es erdacht hatte, weilte in Heiden ozeanisch abgeschieden. Doch eben:

«Was Liebe schuf, lebt und besteht.»

Von Solferino aus ist's nicht weit nach Ferrara. Da war es Nacht. In manchem Betracht. Hier hatten sie *Tasso* im Narrenhaus eingelocht. Zu Recht oder zu Unrecht? Wir wissen es nicht. Er sah den dortigen Horizont nur eben durch das vergitterte Fenster. Als er nach Rom kam, war dann die Aussicht frei. Bei Sant'Unofrio soll er unter der Eiche gesessen haben, doch die Aussicht war auch eine Illusion. Er starb vor der Krönung zum Dichter; die liessen sich Zeit, jene Römer. Und jetzt ist auch die ehrwürdige Eiche gestorben, sie ist im Benzingestank umgekommen, denn die Strasse zum Abendhügel Gianicolo ist eine Rennbahn geworden. Nur die römische Polizei ist vernünftig, sie kommt zu Pferd dort hinauf. Und so hat denn auch Repräsentation ihren Sinn.

*

Von Rom aus fahren wir dann einmal ins Tal der Licenza. Es liegt hinter Tivoli; sehr abseits. Wie soll man es schildern? Fast sieht es eigentlich aus wie das Wallis bei Sitten. Es ist enger und kleiner, doch aus dem Talgrund stehen auch hier Hügel auf wie Valère und Tourbillon, eine Stadt obenauf. Das war der Horizont des *Horaz*. Im Tal hatte er sein Landhaus, sein Gütchen, Mäcenas hat's ihm gebaut und geschenkt. Man gelangt dahin zuletzt nur zu Fuss, durch ein lichtes Wäldchen. Dann ist man vor der Villa. Es sind bloss noch die Grundrisse zu sehen. Der Wärter empfängt einen freundlich, er hat Auskünfte zu bieten, was wichtiger ist, er freut sich des Besuchs in seinem Abseits ganz unverstellt. Viel ist ja eigentlich nicht zu sehen. Doch eben: der Horizont. Zu Füssen sind einige Quadratmeter Mosaikboden, sorgsam bedeckt, bewahrt. Wenn der Mann die Deckel abhebt, die nicht viel anders sind als in unseren Gärten etwa Triebbeete aussehen, wimmeln Tausende von Ameisen davon. Schöne

Muster, über die der Dichterfuss schritt! Dann noch etwas ganz Eigenartiges: Es gibt da die Reste eines Bassins. Das war, wie man erfährt, eine kleine Fischzucht. Am Rande gibt es Ausschnitte. Dort hatte es Scheiben gehabt. Durch sie hindurch sah der Dichter die Fischlein wachsen und schwimmen. Es muss wahrhaftig gewesen sein wie heute beim Fernsehen –, bloss näher und wirklicher.

«*Beatus ille qui procul negotiis ...*»

So schreibt er aus dem Sabinischen. Was aber da mit dem Negotium gemeint war, bleibt ungewiss. Meinte er das «Geschäftliche» wortwörtlich? Meinte er nicht eher die Stadt, das überaus geschäftige Rom? Man könnte ja übersetzen:

«*Glücklich jener, der fern allen Pflichten ...*»

Stimmt auch nicht! Wer sah den Dichter, der nur auch bloss eine Stunde fern *seiner* Pflicht ist. Maecenas hat das gewusst und grosszügig gespendet. Und es wäre ein böser Irrtum zu glauben, wenn man von Tusculums Höhe aus aufs ferne Meer blickt, hier hätte Cicero gefaulenzt. Er genoss, wie Horaz, die Ruhe abseits der überaus lauten Stadt –, Ruhe nach «Geheul und Gelächter», wie Wilhelm Lehmann dem damaligen Rom nachahnte.

Wer immer einmal nach Tivoli kommt, soll nicht verfehlen, weiterzufahren bis zur Stadt Vicovaro. Dort lieferte Horaz den Ertrag seines Gütchens ab. Und er weiss, was er sagt, wenn er seinen Verwalter zurechtweist:

«Meiner Wälder und meines Landguts Verwalter, das dich unzufrieden nur macht, mich aber mir selber geschenkt hat, das fünf Herdstellen aufweist und fünf Familienväter regelmässig mit Waren zum Markte von Varia ausschickt, lass uns wetten, wer von uns beiden die Disteln wohl besser aussticht, ich die im Herzen, du die im Acker, und ob das Herrengut oder der Gutsherr dabei sich besser befindet!»

Ein anderer Horizont, das Gestade am Schwarzen Meer, wo einst ein Ort Tomis hiess und *Ovid* beherbergte. «Herberge» war es nicht geradezu. Tomis steht für Verbannung. Noch immer ist nicht abgeklärt, warum man Ovid aus der «urbs» fortjagte, wo er doch die Wurzeln hatte, tief im Erdreich, geachtet und geliebt war –, beliebt. War er's zu sehr? Packte ihn der Neid am Kragen? Man kann es sich vorstellen. Er wusste zu lieben, er hatte geradezu Rezepte zu dieser diffizilen Kunst verfasst. Wer Rezepte verfasst, muss Praxis haben. Da ist der Neid, man weiss es, nahe. Und bei der «ars amandi» sind die Saiten besonders gespannt. Man ermisst nur mühsam, was sich hier für eine Tragödie vollzog. Da muss einer vom Mittelpunkt der Welt in die Wüste, von der Mutterbrust zum Hundenapf, aus

der gewohnten Ofenwärme hinaus in die Kälte, aus Kultur und Bildungskulisse zu den Barbaren. Man steht unter Akazien und schaut aufs Wasser, gedenkt seiner und verliert beinahe den Verstand, den er niemals verloren hat. Es fällt einem allerlei ein: fast zwei Jahrtausende später gingen von Rom aus andere Verbannungsurteile. Die Distanzen waren nicht mehr so weit, denn man beherrschte nicht mehr die halbe Welt, doch war es ein Unterschied, in Eboli oder Ponza zu sein oder am Schwarzen Meer? Fern der Heimat ist immer die letzte mögliche Ferne.

Unter seinem Exilhimmel schrieb Ovid traurigste Sachen, von Liebe ging da die Rede längst nicht mehr. «*Lieder der Trauer*» waren's und «*Briefe vom Schwarzen Meer*»:

«... nicht ein Vers dieses Buchs (es sind die ‹Tristia›) predigt den Liebesgenuss.
Derart ist das Geschick meines Herrn, dass, vom Unglück getroffen,
er durch keinerlei Spiel es zu verheimlichen braucht.
Das auch, was er in grünender Jugend übel gescherzt hat,
leider nur allzu spät hasst und verurteilt er's jetzt.
Sieh doch zu, was ich bringe! Du wirst nur Trauriges finden,
da seine Dichtung ja doch seinen Geschicken entspricht.»

So tönt es aus der «tomitischen» Stadt. Die langen Jahre haben nichts weg genommen vom Schmerz, von dem Heimweh. Da ist ein Brief an seine Frau:

«Meerflut, einstens zuerst von Jasons Ruder geschlagen,
Erde, niemals von Schnee frei und vom wütenden Feind,
Kommt wohl endlich der Tag, da ich, Naso, euch werde verlassen
Und auf Befehl einen Ort finden, der friedlicher ist?
Oder muss ich für immer in diesem Barbarien leben?
Kommt in Tomis zuletzt noch meine Asche ins Grab?»

Die Frage war, schon als sie gestellt wurde, bewusste Rhetorik. Augustus kannte keine Gnade. Ovids letzter Horizont war der Saum des Schwarzen Meers. Eigenartiger Gedanke, dass seine letzten Schritte Schweizerboden berührt haben. Da läuft doch der Inn zur Donau, die Donau aber mündet fern im Schwarzen Meer. Man muss es im Ohr haben, wie in Bächen auf dem Grund der Sand rieselt, wie in den Strömen die Kiesel donnern. Am Ende lagert es sich ab in den Meeren, fein gemahlen, die Flut trägt es ans Ufer, die Ebbe lässt es zurück. Süss ist's, derart zu träumen.

*

Einen andern Horizont zu erreichen verwehrte ein Windgott. Wir strebten Brindisi zu. Aber die untere Adria war in grosser Bewegung. Der Kapitän hatte Landeverbot und wich aus gegen Korfu. Am andern Morgen jedoch war dann glücklich die Gegend erreicht, wo der Parnass den obersten Hori-

zont der Dichter bestimmt. Aber das ist schon mehr ein Symbol. Das Bedauern bleibt, nicht in Brindisis Hafen eingelaufen zu sein. Dort kam *Vergil* zum Sterben, man sollte dort seiner gedenken. *Hermann Broch* hat es für uns getan, es ist wie zum Trost.

«Stahlblau und leicht, bewegt von einem leisen, kaum merklichen Gegenwind waren die Wellen des adriatischen Meeres dem kaiserlichen Geschwader entgegengeströmt, als dieses, die mählich anrückenden Flachhügel der calabresischen Küste zur Linken, dem Hafen Brundisium zusteuerte, und jetzt, da die sonnige, doch so todesahnende Einsamkeit der See sich ins friedvoll Freudige menschlicher Tätigkeit wandelte, da die Fluten, sanft überglänzt von der Nähe menschlichen Seins und Hausens, sich mit vielerlei Schiffen bevölkerten, mit solchen, die gleicherweise dem Hafen zustrebten, mit solchen, die aus ihm ausgelaufen waren, jetzt, da die braunsegeligen Fischerboote bereits überall die kleinen Schutzmolen all der vielen Dörfer und Ansiedlungen längs der weissbespülten Ufer verliessen, um zum Fang auszuziehen, da war das Wasser beinahe spiegelglatt geworden; perlmuttern war darüber die Muschel des Himmels geöffnet, es wurde Abend, man roch das Holzfeuer der Herdstätten, so oft die Töne des Lebens, ein Hämmern oder ein Ruf von dort hergeweht und herangetragen wurden.»

Auf einem der Schiffe dieses kaiserlichen Geschwaders befand sich der Dichter der Äneis, «und das Zeichen des Todes stand auf seiner Stirne geschrieben». Augustus trotzte ihm das grosse Gedicht ab. Der Dichter hatte es wegwerfen wollen. Selten ist Kaisergewalt und Kaisermacht sinnvoller angewendet worden. In Brundisium starb dann jener Publius Vergilius Maro. Starb er? Er starb in die Unsterblichkeit.

«Das Brausen hielt an und es tönte aus der Vermengung des Lichtes mit der Finsternis, aufgewühlt sie beide von dem anhebenden Klange, denn jetzt erst begann es zu klingen, und das Klingende war, mehr als Gesang, war mehr als Leierschlag, war mehr als jeder Ton, war mehr als jede Stimme, da es alles zusammen zugleich war, hervorbrechend aus Nichts und All, hervorbrechend als Verständigung, höher als jedes Verständnis, hervorbrechend als Bedeutung, höher als jedes Begreifen, hervorbrechend als das reine Wort, das es war, erhaben über alle Verständigung und Bedeutung, endgültig und beginnend, gewaltig und befehlend, furchteinflössend und beschützend, hold und donnernd, das Wort der Unterscheidung, das Wort des Eides, das reine Wort, so brauste es daher, brauste über ihn hinweg, schwoll an und wurde stärker und stärker, wurde so übermächtig, dass nichts mehr davor bestehen sollte, vergehend das All vor dem Worte, aufgelöst und aufgehoben im Worte, dennoch im Worte enthalten und aufbewahrt, vernichtet und neuerschaffen für ewig, weil nichts verlorengegangen war, weil das Ende sich zum Anfang fügte, wiedergeboren, wiedergebärend; das Wort schwebte über dem All, schwebte über dem Nichts, schwebte jenseits von Ausdrückbarem und Nicht-Ausdrückbarem, und er, von dem Worte überbraust und von dem Brausen eingeschlossen, er schwebte mit dem Worte, indes, je mehr es ihn einhüllte, je mehr er in den flutenden Klang eindrang und von ihm durchdrungen wurde, desto unerreichbarer und grösser, desto gesichtiger und entschwebender wurde das Wort, ein schwebendes Meer, ein schwebendes Feuer, meeresschwer und meeresleicht, trotzdem immer noch Wort: er konnte es nicht festhalten, und durfte es nicht festhalten; unerfasslich und unaussprechbar war es für ihn, denn es war jenseits der Sprache.»